



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Prozeß, Phryne wurde freigesprochen, denn athenische Richter konnten nicht annehmen, daß ein so schönes Geschöpf die Götter habe beleidigen wollen. Diese Rede zur Vertheidigung Phrynes ist nun freilich nicht gefunden worden, wohl aber eine andre, nicht minder interessante, nämlich die Rede gegen Athenogenes, der in den damaligen erregten Zeiten eine ziemlich bedeutende politische Rolle spielte. Der zweite Konservator am Louvre-Museum, Herr Revillont, hat sie auf einem Papyrus in Oberägypten gefunden und für das Museum erworben."

Hiervon ist hoffentlich wenigstens das wahr, daß sich Bruchstücke der Reden (denn es sind zwei) gegen Athenogenes gefunden haben; fast alles andre aber ist einfach Ausruf: erstens, daß wir nichts von Hyperides besäßen, dessen neueste Ausgabe sich die gelehrten Herren Zeitungsschreiber für noch nicht anderthalbe Mark in der Teubnerschen Textausgabe kaufen können, und zweitens daß Matthias Corvinus einen vollständigen Hyperides, oder, wie es in dem klassischen Zeitungsstil heißt, die „bekanntem Exemplare“ seiner Reden besessen habe.

Erwiderung. In der mir erst jetzt zugehenden Nr. 52 der vorjährigen Grenzboten lese ich eine Entgegnung des Herrn Bettelheim auf meine Anzeige über sein Schriftchen „Volkstheater 2c.“ Ohne hier den Anstoß zu einer langen Polemik geben zu wollen, bemerke ich, daß von meiner Seite kein Grund geboten worden ist, Raimund in die Entgegnung hereinanzuziehen. Wenn Herr Bettelheim für Johann Strauß die Autoritäten von R. Wagner und Joh. Brahms anführt, scheint er mir eine notwendige Unterscheidung zu vergessen. Für Strauß den Walzerkomponisten bin ich eingenommen wie irgend einer; wenn ich aber den Operetten- und Opernkomponisten Strauß zurückweise, so glaube ich dies nicht trotz, sondern mit Wagner und Brahms zu thun.

—r



Litteratur

Jüdische Geschichte von D. Eduard Rähle. Erster Teil: Von ihren Anfängen bis zu dem Untergange des Reiches Juda. Berlin, 1888, Dehmißes Verlag

Der Verfasser kennt die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen seines Gegenstandes, wie es scheint, nur zum Teil, wenigstens benutzt er sie bei seiner Darstellung nicht in hinreichendem Maße, und so folgt sein Buch vielfach veralteten Anschauungen und erzählt eine große Anzahl von Dingen, die offenbar mythischen Charakter haben, als Geschichte, was oft so unbefangen und mit solcher Sicherheit geschieht, daß man meinen könnte, er berichte von Personen, Zuständen und Vorgängen der jüngsten Jahrzehnte, nicht von denen einer grauen, in ihrer Ueberlieferung wiederholt bewußt und unbewußt umgebildeten und dem Stande des damaligen Wissens und Bedürfnisses angepaßten Vorzeit.

Markleine deutscher Kultur und Litteratur von Karl Weiß. Leipzig, Julius Bädeler, 1889

Für sein Programm, „Religion, Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Bürgerfinn und Familientreue“ durch die „Hochgedanken unsrer Litteratur“ zu befestigen, trägt dies ziemlich umfangreiche Buch doch einen zu flüchtigen Charakter. Wenn es nicht aus Vorträgen entstanden ist, so könnte es zu solchen dienen; es ist ganz im Tone populärster Wanderredner gehalten. Wert verleihen ihm die vielen Proben, deren Auswahl im allgemeinen glücklich ist, wenn sie auch meist seltsam abgerissen und zusammenhangslos auftreten.

Die zweite Ehe. Stiefenkel und Stiefkinder. Eine Beleuchtung vom sozialen und rechtlichen Standpunkte für alle, die es angeht. Von Ottomar Beta. Berlin, Decker, 1889

Gegen eine Wiederholung der Ehe ist schon oft aus verschiedenen Gründen gesprochen und gekämpft worden. Es ist bekannt, in welchem Ruße Stiefmütter stehen. Bei Beta findet man in geistreicher und pikanter Weise alle Bedenken vereinigt, die in der Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes ihren gemeinsamen Boden haben. Wer also die schlechten Ansichten von dem weiblichen Geschlechte teilt, wird das Buch gern lesen, aber ein solcher braucht die Warnungen vor der zweiten Ehe kaum. Wer diese pessimistische Ansicht verwirft und trotz trauriger Exempel die Frauen zu verehren nicht umhin kann, wird sich auch von Betas Buch nicht irre machen lassen. Immerhin wollen wir auch einem solchen wünschen, daß ihn nie die Verhältnisse zwingen, zu einer zweiten Ehe zu schreiten.

Einige juristische Reformvorschläge des Verfassers lassen vermuten, daß er besser thäte, juristischen Gesinnungsgeoffnen dieses Gebiet zu überlassen.

Die Herbart-Zillerschen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religions-Unterricht von Pfarrer Dr. Hermann Berger. Altenburg, Victor Dieß, 1888

Die Begeisterung für die von Herbart und seinem treuen Schüler Ziller ausgegangene pädagogische Reform hat ihren Höhenpunkt überschritten. Auch diese kleine Schrift bezeugt es durch ihre Verbindung großer Pietät mit nüchternen Kritik. Die wunderliche Ansicht Herbarts von dem Wesen der Seele und die damit zusammenhängende Ansicht von der Macht des Gedankenkreises ist aufgegeben. Der Einfall, daß das Kind (vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre) dieselben Hauptentwicklungsstufen wie die Menschheit durchleben solle, ist zwar geistreich, aber unpraktisch, wie man schon aus Zillers Anwendungsversuch erkennen kann. Der Verfasser zeigt ganz richtig, daß die biblische Geschichte im Schema Zillers viel zu spät kommt, und daß die epischen Märchen nicht solchen Wert haben, daß sie den ersten Gesinnungsstoff bilden dürften. Er kommt wieder auf die alte Idee von „konzentrischen Kreisen“ des bildenden Unterrichtsstoffes zurück, wie er sich mit dem Gesichtskreis zugleich zu erweitern hat. Die sogenannten fünf Formaltufen behandelt er noch mit übertriebener Anerkennung; doch auf dieses Geheimnis der neuern Pädagogik wollen wir hier nicht weiter eingehen.

Theophilus, Das Faustdrama des deutschen Mittelalters übersetzt und mit einer erläuternden Einleitung versehen von Johannes Wedde. Hamburg, Hermann Grüning, 1888

An der Hand der Ausgabe von Hoffmann von Fallersleben wird hier eine Erneuerung des genannten niederdeutschen Schauspiels des späteren Mittelalters gegeben, gegen dessen allzu enge Verbindung mit dem Fauststoff, wie sie sich nachgerade hier in der Auffassung weiterer Kreise spiegelt, man Einspruch erheben muß.

Die sehr zuversichtliche Einleitung schlingt, statt die Theophiluslegende zu erörtern, müheelos eine Kette zwischen Goethes Faust und dem Ormuzd und Ariman der Franier mit allerlei Ausläufen sogar auf den „Militarismus.“ Nicht ohne einiges Wissen; aber so geht denn das doch nicht. Ob die für eine moderne Theaterregie eingerichteten Szenenbroschüren und dramatischen Bezeichnungen nicht eher den Eindruck des alten holzschnittmäßigen Mirakelspiels stören, statt ihn, wie sie offenbar bezwecken, zu beleben, wird jeder, der von mittelalterlicher Litteratur auch nur flüchtig Kenntniss hat, leicht entscheiden. Das gleiche gilt von der modernen, wenn auch nicht schlechten Uebersetzung.

Glück. Von Heinrich Welti (Musiker-Biographien. 9. Band. Leipzig, Reclam.)

Weltis Biographie Glücks ist weder süßlich, noch mit reklamenhaften Beziehungen zu dem gegenwärtigen Musiktreiben ausgestattet. Ihr Verfasser ist ein tüchtiger Litteraturhistoriker, und schon dies hebt sein mit Liebe für den Musikreformer und sein vielverdientes Lebenswerk verfaßtes Büchlein über die große Masse der Musiklitteratur empor.

Kanthenblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Bierordt. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1888

Die kleine, in der üblichen Weise der Miniaturbändchen ausgestattete Sammlung lyrischer Dichtungen gehört zu den zahlreichen Erzeugnissen, über die es schwer wird, etwas zutreffendes zu sagen, weil die freundliche Hervorhebung eines gewissen poetischen Sinnes, die Anerkennung, daß der Dichter seine Empfindungen und Eindrücke in runden, wohlgeglätteten und zum Teil auch wohl lautenden Worten wiederzugeben versteht, ebenso wahr sind, als die Bemerkung, daß Bierordt noch keine ausgeprägte Individualität zeigt, daß er sich in Bild und Klang dem traditionell lyrischen noch allzusehr anschließt. Gedichte wie „Amorettenkauf“, das „Römische Gedenkblatt an einen Philosophen, der Sänger werden wollte“, oder auch eine Vision wie „Die Inseln der Cäsaren“ erwecken die Hoffnung, daß dem liebenswürdigen Talent des Verfassers eine noch selbständigere und stärkere Entfaltung gegönnt sein werde.

Dars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor. Deutsch von Margaretha Jacobi. Stuttgart, Robert Luz

Bayard Taylor ist unter den jüngern Dichtern der jungen nordamerikanischen Litteratur einer der talentvollsten und liebenswürdigsten, und obschon die Unruhe seines Reiselebens nur selten der poetischen Zusammenfassung seiner Kraft günstig war, so darf man doch sagen, daß das wenige, was er namentlich in gebundener Rede geschaffen hat, zu den bleibenden Besitzümern der amerikanischen Dichtung zählen wird. Den Uebertragungen von Gedichten Taylors durch Ad. Strodtmann, Friedrich Spielhagen u. a. schließt sich die vorliegende vortreffliche Uebersetzung einer der besten Dichtungen des Neuengländers an, das Idyll „Dars.“ Das Idyll schildert die Schicksale eines jungen Norwegers, der in Brosnaborpton in der Heimat eine Blutschuld auf sich ladet und nach Amerika flüchtend bei den Fremden (den Quäkern) Zuflucht, Seelenfrieden, ein liebendes Weib findet und sich zu einem Christen im Sinne der neuenglischen Puritaner läutert. Dann drängt es ihn heimwärts, um dort der wilden und blutigen Sitte seines Volkes zu widerstehen. Seine sittliche Hoheit besiegt den Rachegroll des überlebenden Bruders des einst von ihm erschlagenen, während die gläubige Milde seines Weib-

bes Ruth sogar das Herz jener Brita gewinnt, um deretwillen er vor Jahren den Schiffer Pro erschlagen hat. Einem amerikanischen Dichter darf man es nicht verargen, daß er einen Sohn der alten Welt auf dem Boden der neuen Frieden und Heil gewinnen läßt, und das Zueinanderspielen von Motiven aus beiden Welten ist zum Teil sehr schön und ergreifend. Dem hübsch ausgestatteten Bändchen ist ein Lichtdruckbildnis Bayard Taylors vorangeheftet.

Gegen den Strom. Flugschriften einer litterarisch-künstlerischen Gesellschaft. Wien, Karl Gerolds Sohn 1888. Heft XVII. XVIII

Pikante Lektüre. Moderne Wohlthäter. Die neuesten Ausfälle der Wiener Satonen sind gegen zwei Erbübel der „Gesellschaft“ gerichtet, die zu unsrer Zeit wieder die allerüppigsten und ganz eigenartige Formen angenommen haben. Der Vereinswohlthäter ist, wie die Vereine überhaupt, ja schon geraume Zeit das Stichblatt gesellschaftlicher Satire. Aber mit dem noch täglich anflutenden Kunstbiletantismus und der berufenen Kunststimperei hat er bekanntlich ein ganz besonders unwohlthätiges Feld seiner Wohlthätigkeit gefunden, die mehr oder weniger öffentliche Musik- und Theateraufführung. Ihr kann man wohl den „Bazar,“ dessen einnehmendste Schaustücke die verkaufenden Damen bilden, als gleichartig und gleichwertig anreihen. Diese Seiten der gesellschaftlichen Wohlthätigkeit gegen sich selbst, ihre Eitelkeit, Prunk- und Ehrgeier sind am treffendsten (in der Geniefamilie) und sicher mit mehr Berechtigung angegriffen, als im besonderen die Anstrengungen der guten Wiener, den stark gesunkenen „feschen“ Ruf ihrer einzigen Kaiserstadt wieder etwas aufzufrischen. Es mag sein, daß bei solchen Veranstaltungen, wie dem vielberühmten „Frühlingsfest“ des Wiener maitre de plaisir, der Fürstin Pauline Metternich, nicht allzuviel herauskommt; daß es dem Publikum die spärliche Augenweide, den Korso der obern Zehntausend mitanzusehen, nur verteuert, plumpe Ehrsuchtige ruinirt und den vornehmen Genießern nicht einmal über die Langeweile hinweghilft. Aber es soll doch Geld unter die Leute gebracht haben und nicht bloß unter die Blumenverkäufer, wie der Verfasser behauptet, mit einem allerdings sehr berechtigten Seitenhiebe auf diesen Sport unsrer „sinnigen, pietätvollen Zeit.“ Und das ist in Wien jetzt nötiger als je. Schließlich geht dem Wiener nichts über das, was er seine „Hex“ nennt, sei es wie es sei. Man darf bei solchen Dingen nicht immer gleich eine griesgrämliche Miene aufsetzen. Was rechte öffentliche Festfreude anlangt, da hat unsre Zeit gerade nicht viel Ueberschuß. Das zersplittert sich in dem vereinzelnenden Kneipenleben, der Stammtischwirtschaft; in Deutschland das Erträgnis armer und gedrückter Jahrhunderte, zugleich der Spiegel der Zersplitterung im großen. Denn das war früher — vor dem dreißigjährigen Kriege — alles anders. Auch in der öffentlichen Organisation des Armenwesens scheint uns der menschenfreundliche Verfasser doch mit zu großer Vorliebe ins Schwarze zu sehen. Mag sein, daß Schlendrian, Peinlichkeit an unrechtem Ort und die bekannte „Pünktlichkeit“ des österreichischen Instanzenganges hier mitunter Schuld trifft. Aber in der Hauptsache muß man doch zugeben, daß es eine Freude ist, z. B. die Armenhäuser gerade in den österreichischen Dörfern zu sehen. Das Pfründnerwesen scheint dort eher etwas zu weit zu gehen. Auf der andern Seite ist ein Aufruf an das Herz des einzelnen und seine Pflicht gegen die Gesellschaft gerade in unsrer Zeit der Organisation, die gar leicht zu trägem Verlaß auf die andern einladet, niemals überflüssig.

Bei dem andern Hefte wird die bloße Aufschrift „Pikante Lektüre“ in der Litteraturperiode Zolas genügendes Verständnis finden. Aber nicht bloß der unter

dem Namen des Realismus gehende Schmutz und die zusammenhangslosen „Bravourarien des — Cynismus“ bei Zola werden hier bloßgestellt. Es giebt einen ganzen Zweig der Litteratur — er wuchert heute ebenso auf den Eisenbahnen wie früher auf den „Kollwagen“, hat aber die frühere bloße Rohheit in ein ekelhaftes Gift verwandelt —, der sich den Augen der litterarischen Gesellschaft entzieht. Er „blüht“ für eine andre, die gewöhnlich sonst nichts weniger als litterarisch ist. Die „Blüten“, die hier zur Probe gestellt sind, erwecken allerdings unheimliche Befürchtungen für die uns umgebende moralische Luft. Auch kann man hier in der Berechnung der Tragweite dieses Unwesens kaum zu weit gehen. Wohl aber in billigen Anklagen, die man hier gegen die Behörden erhebt, deren Machtbefugnisse nirgends zwiespältiger, undankbarer und begrenzter sind, als auf diesem leidigen Gebiete. Namentlich überrascht der wie ein Schlußeffekt aufgesparte Angriff gerade auf die deutsche Reichspolizei und den vielgescholtenen preußischen Minister, wo man doch in Wien alle Ursache hätte, vor den eignen Thüren — z. B. der dortigen Buchhandlungen — zu kehren. Ein so öffentlicher und ausgedehnter Handel mit dieser Ware ist in Berlin denn doch unmöglich. Was aber ihren geheimen Vertrieb betrifft, so bleibt hier doch die Kontrolle, wie das der Natur der Polizei gemäß ist, in den Grenzen des Möglichen. Man kann doch nicht jede Postsendung daraufhin untersuchen, ob sie sittlich anstößig ist. Was aber das hier in Frage kommende Annoncenunwesen betrifft, so führt das ja auf ein ganz andres Thema, das dem sehr radikalen Verfasser wenig anmutend klingen wird. Was kann man dagegen thun, wenn dieses Zeug, wie in den Schulen, abschriftlich verbreitet wird? Es ist nicht die Aufgabe des Staates, das Individuum vor jeder nur möglichen moralischen Zugluft zu bewahren; er hat genug zu thun, die Stürme abzuwehren. Hier treten ganz andre Schutzmaßregeln ein, die körperliche und geistige Zucht der Schule, die Litteratur, das Haus. Aber freilich, solange die beiden letztern es sich angelegen sein lassen, der erstern in jedem Sinne entgegenzuwirken, solange z. B. eben jene „pikante Lektüre“ als Beilage zu weitverbreiteten Zeitungen oder in ihnen selbst in Bild und Wort auf den Familientisch kommt, so lange mögen sich auch die Litteraten nicht über die verrotteten litterarischen Triebe ihrer Leser wundern. Sie haben sie selbst großgezogen. Aber wenn hier einmal Polizei einzuschreiten wagt — freilich dann gewöhnlich an unrechter Stelle, man kann doch nun einmal keine litterarhistorisch-ästhetischen Fachleute in jedem Amtsbezirk haben —, dann begrüßt den guten Willen Peter und Mordio. Gleichwohl ist es ganz gut, daß dieser Punkt immer wieder einmal zur Sprache kommt. Auch die einleitenden Bemerkungen über die neben konventioneller Brüderie einhergehende auffallende Neigung zur Bote, die fortschreitende Lockerung der vornehmsten sittlichen Grundpfeile in unsrer Gesellschaft sind sehr angebracht. Freilich sind sie etwas craß dargestellt und ziemlich schief und unbegründet mit historischen Parallelen und sozialpolitischen Prophezeihungen verquitt.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig